

PATRICIA MACDONALD

# EIN FREEMDER IM HAUS



Weltbild

Vor elf Jahren wurde ihr Leben zerstört. Anna Lange ließ ihren Sohn ein paar Minuten unbeaufsichtigt spielen. Als sie in den Garten zurückkam, war Paul verschwunden. Jahrelang war seine Mutter die Einzige, die fest davon überzeugt war, dass ihr Sohn lebte. Und sie hat Recht! Nach über einem Jahrzehnt bringt die Polizei den Jungen zurück. Aber was ein Freudentag hätte sein sollen, wird bald zum beklemmenden Alptraum. Paul ist ein Fremder geworden. Was hat der mittlerweile Fünfzehnjährige in all den Jahren erlebt? Wer hat ihn damals entführt? Und warum verfolgt ihn der Mann, der sich ein Jahrzehnt lang als sein Vater ausgegeben hat? Annas Mann und ihre Tochter fürchten sich vor dem Fremden, nur Anna versucht das schreckliche Trauma zu heilen, mit dem der Junge gelebt hat. Aber dazu muss das Geheimnis aufgeklärt werden, das sein Verschwinden von damals umgibt. Und es gibt jemanden, der genau das mit allen Mitteln verhindern will...

Patricia MacDonald

# Ein Fremder im Haus

Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von Traudl Weiser

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Patricia MacDonald stürmt mit ihren raffiniert konstruierten Spannungsromanen regelmäßig die Bestsellerlisten in den Vereinigten Staaten, aber auch in Frankreich. Viele ihrer Bücher sind auch auf Deutsch erschienen, sodass sie inzwischen auch hierzulande über eine zahlreiche Fangemeinde verfügt. Patricia MacDonald lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter im US-Bundesstaat New Jersey.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Stranger in the House.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright der Originalausgabe © 1983 by Patricia Bourgeau

Published by Arrangement with Patricia Bourgeau

c/o JANE ROTROSEN AGENCY LLC, 318 East 51<sup>st</sup> Street, New York, NY 10022 USA

Copyright der deutschen Übersetzung © 1988 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Traudl Weiser

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-941-2

# Prolog

Von einem Patschhändchen bewegt, mühte sich das rote Auto den Erdhaufen hinauf, schoss auf der anderen Seite hinunter und fiel in eine kleine Mulde.

»Schau, Mommy! Ein Unfall. Erst ging's den Berg hoch und dann ist es in die Schlucht gestürzt.«

Anna Lange brachte die sanft hin und her schwingende Hollywoodschaukel zum Stehen und lächelte ihren Sohn an. »Du hast das Auto fallen lassen, Paul.«

Der Junge strahlte sie an, begeistert, dass er ihre Aufmerksamkeit geweckt hatte. Er wischte sich mit dem schmutzigen Unterarm über das ebenso schmutzige Gesicht und schüttelte widerspenstig den Kopf. »Es ist abgestürzt.«

Wider Willen musste Anna lachen über das Bild, das er abgab, wie er dort mit seinem gestreiften T-Shirt und den auch schon leicht schmutzigen blauen Shorts freudestrahlend im Gras hockte. Vom Schirm seiner Baseballmütze zwinkerte ihr der Hund Scooby-Doo zu und reckte eine Vorderpfote in die Luft. Als Paul zu ihr aufblickte, musste er den Kopf verdrehen, um unter der Schirmmütze hervorsehen zu können. Anna sah, dass seine Socken verrutscht und schon halb in seinen Kinderschuhen verschwunden waren.

Paul machte Brummgeräusche und fuhr das Auto aus dem Graben. »Jetzt müssen wir aber zur Arbeit«, sagte er. Auf krummen Beinchen wackelte er zum Sandkasten, in dem ein umgekippter Bagger lag. Paul legte das Auto beiseite, stieg über den niedrigen Rand des Sandkastens und ließ sich neben das Spielzeug fallen. Er stellte es aufrecht und begann die kleine Kurbel zu drehen, mittels derer sich die Baggerschaufel langsam in den Sand senkte – hoch konzentriert widmete er sich seiner neuen Aufgabe.

Das Sonnenlicht schimmerte auf den zerzausten Locken, die unter seiner Baseballmütze hervorlugten. Liebevoll betrachtete Anna ihren Sohn, während sie sich kurz fragte, welche neuen Fahrzeuge es wohl zu seinem vierten Geburtstag im kommenden Monat geben würde. Bislang hatten ihre in Ohio lebenden Eltern dem Enkelsohn Miniaturausgaben von so gut wie jedem Auto geschenkt, das je in Detroit vom Band gelaufen war.

Anna hob das Gesicht, als eine leichte Brise in der schwülen Nachmittagsluft aufkam. Schützend legte sie die Hand über ihren Bauch. Sie war im dritten Monat schwanger und die Hitze schien drückender, die Luftfeuchtigkeit bleierner als in irgendeinem Sommer zuvor. Manchmal fragte sie sich, ob sie vielleicht nicht doch besser nachgegeben und dem Einbau einer Klimaanlage in ihrem schönen alten Haus zugestimmt hätte. Aber sie mochte keine Klimaanlage. Sie verstand einfach nicht, weshalb manche Menschen künstlich kalte Luft vorzogen, statt den Sommer zu genießen. Neuerdings kam es ihr allerdings so vor, als würde sie immer im Sommer schwanger. »Tja, Roscoe«, sagte sie und tätschelte ihren Bauch, »sieht so aus, als kämst du direkt zu Neujahr.« Eine Woche, nachdem sie von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, hatten Thomas und sie ihren kommenden Sprössling »Roscoe« getauft – so wie Paul »Mortimer« und Tracy »Clem«, bevor sie zur Welt gekommen waren.

Paul brabbelte und summte vor sich hin, bis er eine Schaufel zu viel auf seinen

Sandhügel gebaggert hatte und der Haufen wegrutschte, als hätte plötzlich ein Erdbeben stattgefunden. Der Junge stieß einen kleinen Schrei aus.

»Schhhhh, Paul«, ermahnte ihn Anna. »Nicht, dass du Tracy weckst.« Sie lauschte in Richtung des Hauses, dessen Hintertür und Fenster offen standen. Ihre Tochter war am Tag zuvor an einer Sommergrippe erkrankt und hatte die Nacht über mit Fieber im Bett gelegen. Der Kinderarzt hatte Anna versichert, es handele sich um nichts Ernstes, doch das Kind hatte die ganze Nacht wach gelegen und gequengelt. Erst gegen Morgen war die Kleine schließlich eingeschlafen, nach einem Hamamelis-Bad und viel Trost und Zuspruch von Anna.

Mit großen, unschuldigen braunen Augen sah Paul zu seiner Mutter auf. »Darf Tracy auch mitspielen?«

»Heute nicht, Schatz. Es geht ihr nicht gut.«

Paul widmete sich wieder seinem Bagger, während Anna die Augen schloss. Die ganze Nacht hatte sie sich um Tracy gekümmert, damit Thomas ein wenig Schlaf finden konnte; am nächsten Morgen wartete ein wichtiges Meeting auf ihn, für das er ausgeruht sein musste. Doch Tracys Weinen hatte ihn offenbar nicht gestört, jedenfalls hatte er beim Frühstück nichts gesagt. Er war wie üblich putzmunter und voll konzentriert gewesen. »Unglaublich«, hatte sie einmal bei einer anderen Gelegenheit gesagt. »Manchmal machst du den Eindruck, als wärst du schon bei der Arbeit, obwohl du noch gar nicht aufgestanden bist.«

Thomas hatte die Bemerkung mit einer Grimasse kommentiert, doch ihr Lächeln hatte ihn beruhigt. Er arbeitete mehr als jeder andere Mensch, den sie kannte; er tat es für sie und die Kinder. Nach Pauls Geburt hatte sie ihren Job bei der Werbeagentur wieder aufnehmen wollen, doch nach zwei Wochen im Büro war sie bei einem Telefonat mit der Babysitterin in Tränen ausgebrochen; worauf ihr klar geworden war, dass sie sich falsche Vorstellungen gemacht hatte. Thomas war sogar froh über ihren Entschluss, künftig zu Hause zu bleiben. »Ich werde für uns sorgen«, hatte er versprochen und das Versprechen hatte er auch gehalten.

Sie öffnete die Augen und ließ den Blick durch den großen, schattigen Garten schweifen; das angrenzende Wäldchen garantierte ihnen Ruhe und Abgeschiedenheit. Nur der Gesang der Vögel durchdrang die Stille und manchmal war das leise, kaum wahrnehmbare Vorbeirauschen von Autos auf dem Millgate Parkway zu hören, einer altehrwürdigen, von Bäumen gesäumten Straße, die durch Stanwich führte, vorbei an einigen der schönsten und luxuriösesten Anwesen im wohlhabenden Fairmont County.

Ihr Haus war bei Weitem nicht das größte in der Gegend. Tatsächlich hatte in dem schönen alten Gebäude einst der Verwalter eines riesigen Anwesens gelebt. Ihre nächsten Nachbarn, die Stewarts, wohnten im Herrenhaus des einstigen Landguts, das schon vor langer Zeit in verschiedene Grundstücke aufgeteilt worden war. Gegen den eleganten Wohnsitz der Stewarts nahm sich das Heim der Langes geradezu bescheiden aus, wenngleich es mehr als genug Platz für die junge Familie bot und gegen die Mietshäuser und Apartments, in denen sie bisher gewohnt hatten, fast majestätisch wirkte.

Anna lächelte, während sie daran dachte, wie stolz Thomas auf ihr Haus war. Ihr war

nur allzu bewusst, was es für ihn bedeutete. Seine vaterlose Kindheit war chaotisch gewesen, geprägt von einer Mutter, mit der er in billigen Pensionen und heruntergekommenen Apartments gehaust hatte. Nach dem College war er nach New York gegangen, wo sie sich kennengelernt und schließlich geheiratet hatten. Nach langen harten Jahren war er zum stellvertretenden Finanzabteilungsleiter der Phelps Corporation in New York aufgestiegen. Bald nach seiner Beförderung hatte Thomas ihr das wunderschöne viktorianische Haus am Stadtrand von Stanwich gezeigt.

»Das ist doch viel zu groß«, hatte sie protestiert. »So ein Haus können wir uns doch gar nicht leisten!«

»Wir müssen es uns leisten«, hatte Thomas sie aufgezo-gen. »Irgendwo müssen wir schließlich deinen ganzen alten Trödel unterbringen.« Sie lachte über den alten Scherz. Er hatte recht. Sie besaß ein Sammelsurium alter Flakons und Flaschen, jede Blume, die er ihr je geschenkt hatte, war fein säuberlich von ihr getrocknet und aufbewahrt worden, und sie brachte es nicht übers Herz, Zeitschriften wegzuwerfen, in denen sich ein Strickmuster oder ein Rezept befand, das sie vielleicht noch ausprobieren wollte. Schon bald war das neue Haus vollgestopft mit allen möglichen Dingen. Wenn Thomas die finanziellen Belastungen schlaflose Nächte bereiteten, ließ er sich jedenfalls nichts anmerken; seit jeher war er ein Meister in der Kunst, seine Sorgen für sich zu behalten. Nach acht Jahren Ehe kannte sie ihn nur allzu gut. Manchmal sorgte sie sich, er könne ein Magengeschwür bekommen.

Paul hatte genug von seinem Bagger, verließ den Sandkasten und ging auf Entdeckungsreise. Sie beobachtete ihn, wie er durch das Gras lief. Er bückte sich, pflückte einen Löwenzahn und pustete.

Anna stand auf und trat zu ihrem Sohn. »Magst du ein bisschen schaukeln?«, fragte sie. Paul nickte begeistert und griff nach ihrer ausgestreckten Hand. Zusammen gingen sie zu der Schaukel am anderen Ende des Gartens. Als sie fast dort waren, ließ Paul ihre Hand los, rannte zur Schaukel, zog sich auf den Sitz und bewegte ungeduldig die in Turnschühchen steckenden Füße.

»He«, sagte Anna. »Nicht so aufgereggt.« In dem Moment, als sie an die Schaukel trat, stieß Paul einen Schrei aus und rutschte von seinem Sitz. So schnell die kleinen Beine ihn trugen, lief er laut kreischend durch den Garten.

»Sieh mal, eine Katze!«, rief er. »Können wir sie behalten?«

»Das würde mir gerade noch fehlen«, sagte Anna und verdrehte die Augen.

Die niedliche schwarz-weiße Katze, die am Waldrand aufgetaucht war, blieb stocksteif stehen, als der Junge mit wild rudernden Armen auf sie zustolperte. Dann wandte sie sich um und war mit einem Satz zwischen den schützenden Bäumen verschwunden. Paul wollte ihr hinterher; Zweige und Blätter klatschten gegen seine nackten Beine.

»Jetzt ist aber Schluss, mein Freund«, sagte Anna, beugte sich zu ihrem Sohn und hob ihn zurück in den sicheren Garten.

Paul begann zu schreien. »Ich will das Kätzchen«, heulte er.

»Du wirst ja immer schwerer. Also, bald kann ich dich nicht mehr tragen«, seufzte Anna. »Das Kätzchen musste nach Hause.«

Paul heulte weiter, während Anna ihn zum Haus zurücktrug. Er steckte sich den



Daumen in den Mund und begann geräuschvoll daran zu lutschen.

»Was soll denn das?«, ermahnte sie ihn. »Ich dachte, das hättest du aufgegeben.« Er rieb sich die Augen mit den kleinen, schmutzigen Fäusten. Eine Hand unter seinem Hosenboden, hielt Anna ihn sicher in den Armen.

Als sie sich dem Haus näherten, hörte sie, dass Tracy weinte. Anna ließ Paul zu Boden und streckte die Hand aus. »Komm. Wir sehen nach, wie es Tracy geht.«

»Nein«, maulte Paul. »Will ich nicht.«

»Okay«, sagte sie, hob ihn hoch und setzte ihn in der umzäunten Spielwiese nieder; Thomas hatte den Zaun eigenhändig gebaut. »Sei schön ruhig. Ich muss mich um Tracy kümmern. Sei ein guter Junge.« Spielerisch ermahnte sie ihn mit erhobenem Zeigefinger und lächelte, als sie das Tor zuschnappen ließ. »Wenn du brav bist, bringe ich dir auf dem Rückweg einen Keks mit.«

Paul sah sie traurig an und wischte sich abermals über das Gesicht, ehe er auf den Sandkasten zutrottete. Dann warf er einen Blick über die Schulter, dorthin, wo die Katze gewesen war. »Wo ist das Kätzchen?«

»Das Kätzchen ist weg, Paul. Spiel jetzt.« Anna lief die Verandastufen hinauf und öffnete die Tür. »Ich komme, Schatz«, rief sie. Sie stieg über einen Kinderbaseball und den dazugehörigen Plastikschläger und eilte die Treppe zum Zimmer ihrer Tochter hinauf.

Tracy stand schluchzend in ihrem Bettchen, als Anna das sonnige, in Rosa und Gelb gehaltene Kinderzimmer betrat. Als die Kleine ihre Mutter erblickte, begann sie lauthals zu schreien. Anna nahm das weinende Kind auf die Arme und sprach leise murmelnd auf sie ein. Der leichte Pyjama der Kleinen war völlig verschwitzt. »Oh, du Arme! Dir muss ja schrecklich heiß sein! Arme Tracy.« Sobald Anna die Kleine wieder ins Bett gelegt hatte, fing sie erneut an zu schreien. Mit sanfter Stimme versuchte sie ihre Tochter zu beruhigen, während sie in der Kommode nach einem frischen Pyjama kramte, ehe sie ins Bad eilte, einen Waschlappen unter den Wasserhahn hielt und auswrang. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass es Zeit für einen weiteren Teelöffel Ibuprofen war.

Nachdem sie Tracy den durchgeschwitzten Pyjama ausgezogen und die fiebernde Kleine mit dem feuchten Waschlappen abgerieben hatte, flößte sie ihr die Medizin und ein Glas Wasser ein.

»Nanu, wo ist denn Fubby geblieben?« Anna warf einen Blick unter das Bettchen und hielt Ausschau nach dem Stoffkaninchen, das Tracy so liebte. Nachdem sie das zwischen Bett und Wand eingeklemmte Kaninchen entdeckt hatte, reichte sie es dem quengelnden Kind. Tracy drückte das Kaninchen fest an sich und lächelte schwach.

»Soll ich dir eine Geschichte vorlesen?« Anna zeigte auf den Tisch, auf dem sich die gestapelten Kinderbücher befanden.

»Nein«, sagte Tracy trotzig.

»Oder lieber ein kleines Schlaflied?«, fragte Anna.

»Tracy nickte. »Das Lied von den drei Babys«, rief sie. Sie ließ den Kopf auf das Kissen sinken und Anna begann leise zu singen. Als die drei Babys unterwegs unter dem Sternenhimmel waren, schlossen sich Tracys Lider. Sanft streichelte Anna ihre Kleine, bevor sie auf Zehenspitzen aus dem Zimmer schlich.

Anna lief die Treppe hinunter, auf dem Weg zu Paul. Als sie durch den Flur eilte,

begann das Telefon in der Diele zu klingeln. Beim zweiten Läuten hielt sie bereits den Hörer in der Hand.

»Hallo?«

»Hallo, Anna. Ich bin's, Iris. Bist du in Eile? Du klingst ganz außer Atem.«

»Hallo, Iris. Ich war gerade oben bei Tracy. Sie hat eine Sommergrippe, aber jetzt schläft sie Gott sei Dank.«

Annas Nachbarin klang zerknirscht. »Oh, hoffentlich habe ich sie nicht geweckt.«

Anna lauschte. »Nichts zu hören«, beruhigte sie ihre Freundin. »Was gibt es denn?«

»Ich wollte dir schon die ganze Zeit Bescheid geben. Ich treffe mich heute mit den Leuten von der Gemeindeinitiative ›Unser Ort soll schöner werden‹ zum Tee – und da habe ich mich gefragt, ob du nicht mitkommen willst. Lorraine könnte auf die Kinder aufpassen.«

Anna dachte kurz über den Vorschlag nach. Iris war eine scheue, nervöse Frau, die ihren unzähligen sozialen Verpflichtungen eher widerstrebend nachkam – Anna vermutete, dass sie es nur ihrem Mann zuliebe tat, der großen Wert auf solche Dinge legte. Edward war Absolvent einer Eliteuniversität, ein Millionär mit einem Faible für die High Society, während seiner aus einer Einwandererfamilie stammenden Frau gesellschaftliche Anlässe offenbar zuwider waren. Sie lud Anna häufig ein, sie zu Teegesellschaften und Wohltätigkeitsveranstaltungen zu begleiten, und bot ihr dann stets die Dienste ihres Hausmädchens, Lorraine Jackson, an. Gelegentlich kam Anna mit, im Gegensatz zu Iris fühlte sie sich wohl bei derartigen Geselligkeiten, zumal sie sie als angenehme Abwechslung empfand. Dennoch konnte sie ihre kranke Tochter jetzt nicht im Stich lassen, was Iris, wie Anna dachte, wohl nicht verstand, da sie selbst kinderlos war.

»Heute geht es nicht, Iris. Ich kann Tracy nicht allein lassen. Trotzdem vielen Dank.«

»Oh«, sagte Iris, Anna hörte genau heraus, wie enttäuscht sie war.

»Vielleicht nächstes Mal.« Ein wenig tat es Anna leid für ihre Freundin, da sie nur allzu gut wusste, wie unwohl sich Iris bei solchen Treffen fühlte. »Paul ist draußen im Garten«, sagte Anna. »Ich muss dringend nach ihm sehen. Noch mal danke, Iris.«

Anna legte auf, horchte noch einmal nach Tracy und machte sich wieder Richtung Veranda auf. Dann erinnerte sie sich daran, dass sie Paul einen Keks versprochen hatte. Sie kramte in der Speisekammer, bis sie die Butterkekse gefunden hatte, die Paul so gut schmeckten. Anna nahm zwei, und dann, nachdem sie einen Moment mit leisem Schuldbewusstsein gekämpft hatte, noch einen dritten für sich aus der Packung. Sie ging zur Verandatür und trat hinaus.

»Paul«, rief sie. »Ich habe dir einen Keks mitgebracht.« Der Junge antwortete nicht. Auch auf seiner Spielwiese konnte sie ihn nicht erspähen. Wahrscheinlich spielte er im Sandkasten.

Mit leicht gerunzelter Stirn ging Anna die Stufen hinab. »Paul«, rief sie laut. Sie eilte zum Zaun.

»Wo bist du denn?«, schrie sie.

Eine plötzliche Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie ließ den Blick über die eingezäunte Spielwiese und den Sandkasten schweifen. Der umgekippte gelbe Bagger lag verlassen da. Das rote Auto stand am Rand des Sandkastens. Aber ihr Junge war verschwunden.

»Paul«, drang es heiser aus ihrer Kehle. Ihr Blick flog den Zaun entlang und sie erstarrte. Einen Moment blickte sie ungläubig auf das Tor, das einen halben Meter offen stand.

Unwillkürlich hielt sie sich am Zaun fest; die Kekse zerbröselten in ihrer Hand. »Paul«, schrie sie gellend. »Paul!«

Einen Moment lang konnte sie sich nicht von der Stelle rühren. Sie bekam kaum noch Luft. Ihre Beine fühlten sich an, als steckten sie in Zement. Sie blickte hinaus in den Garten und versuchte ruhig durchzuatmen. Ihre Stimme klang schrill. »Paul, hörst du mich? So antworte doch endlich!«

Der stille, verlassen daliegende Garten schimmerte im Licht des Julinachmittags. Libellen schwirrten über den sonnenbeschienenen Rasen. Hinter der Schaukel und dem Schuppen am anderen Ende des Gartens raschelte es im Dunkel der hoch aufragenden Bäume. Keine Spur von ihrem Sohn.

Anna ließ den Zaun los und zwang sich, ans andere Ende des Gartens zu gehen. Sie suchte den Rasen ab, blickte in die Bäume, hielt Ausschau nach seinem gestreiften T-Shirt, der gelben Baseballmütze, seiner rosigen Haut. »Paul!«, schrie sie.

Wie hatte er seine Spielwiese überhaupt verlassen können? Sie ging zurück und besah sich das Tor genauer. Eine der Schrauben am Schnappschloss fehlte. Vielleicht war das Schloss nicht richtig eingerastet. Ich hätte genauer hinsehen müssen, dachte sie. Warum habe ich nicht noch mal am Tor gezogen, um mich zu überzeugen, dass es auch richtig zu war? Er hatte wahrscheinlich nur leicht daran rütteln müssen, und schon war es auf gewesen.

Wo war er nur? Im selben Augenblick erinnerte sie sich an die Katze. Er war völlig verrückt nach dem Kätzchen gewesen. Er musste dem Tier in den Wald gefolgt sein. Wahrscheinlich war er noch ganz in der Nähe.

Anna rannte los und schon befand sie sich mitten zwischen den Bäumen, rief heiser nach ihrem Kind. Panisch stürzte sie mal in diese, mal in jene Richtung. Sie erhaschte einen Blick auf etwas Goldbraunes, das sich bewegte. »Paul!«, rief sie. Ein vertrocknetes Farngebüsch verschwamm vor ihren nassgeweinten Augen. Sie lief weiter über den moosigen, laubübersäten Waldboden, spähte hinter jeden einzelnen Baum. Während sie weiterstolperte, drang der Verkehrslärm vom Highway an ihre Ohren. »Bitte, lieber Gott«, flüsterte sie. »Bitte mach, dass ihm nichts passiert ist. Paul, Mommy braucht dich doch.« Wieder rief sie nach ihm, hörte ihre eigene tränenerstickte Stimme. Sonst herrschte nichts als Stille um sie herum.

Urplötzlich nahm sie eine Bewegung zwischen den Bäumen wahr. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, als sie abrupt herumschnellte. Am Fuße eines Baums saß die niedliche schwarz-weiße Katze und fixierte sie mit unverwandtem Blick.

Annas Lippen begannen unkontrolliert zu zittern. Sie spürte, wie das Beben auf Arme, Hände und Knie übergang, bis es sie schließlich von Kopf bis Fuß ergriffen hatte. Sie war schweißgebadet. Sie starrte die Katze an, die sie unbewegt musterte. Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Wo ist mein Junge? Paul!«, schrie sie. Ihr angsterfüllter Schrei übertönte das Grollen des Verkehrs auf dem Highway, das Rauschen der Bäume, verlor sich in der drückend

schwülen Sommerluft.

»Morgen früh ganz zeitig«, sagte Detective Mario »Buddy« Ferraro, richtete sorgfältig seine dunkelblaue Krawatte und knöpfte sich die graue Sportjacke zu. »Wir kommen, sobald es hell wird, und dann machen wir weiter mit der Suche nach Ihrem Jungen, Mr Lange. Wir werden ihn schon finden. Wir tun alles, was in unserer Macht steht. Alles. Aber jetzt ist es zu spät. Da draußen ist es stockdunkel und die Leute sind todmüde.«

»Verstehe«, sagte Thomas mit tonloser Stimme. Er sah aus dem Fenster, ließ den Blick über die Männer und Frauen schweifen, die in seinem Garten standen, Taschenlampen schwenkten und leise miteinander redeten – Polizisten, Nachbarn, Leute aus dem Ort, die durch den lokalen Fernsehsender von Pauls Verschwinden erfahren hatten. Sogar ein paar Jugendliche von der Highschool hatten sich erboten, bei der Suche nach Paul mitzuhelfen. Die Suche hatte um drei Uhr nachmittags begonnen; seitdem hatte die Zahl der freiwilligen Helfer stetig zugenommen. Mit aschfahler, ausdrucksloser Miene starrte Thomas die Leute an; er trug immer noch seinen Anzug, der vom stundenlangen Umherstreifen im Wald und am Highway zerknittert und verdreckt war. Die lose Krawatte hing wie eine Henkerschlinge um seinen Hals.

»Die Leute müssen dringend ins Bett und Sie sollten sich auch ein wenig Ruhe gönnen«, sagte der gut aussehende, braun gebrannte Detective. »Ganz besonders Ihre Frau. Hat der Doktor ihr etwas gegeben?«

»Er war vorhin hier«, erwiderte Thomas. »Er hat ihr ein paar Schlaftabletten dagelassen. Eine Beruhigungsspritze wäre wohl besser gewesen, aber wegen des Babys ...« Seine Stimme versagte.

»Kümmern Sie sich um sie«, drängte ihn der Detective. »Wir sind vor Sonnenaufgang wieder zurück. Wir finden Ihren Jungen, Mr Lange. Ganz bestimmt.« Er fasste den hilflos vor ihm stehenden Vater kurz an der Schulter, ließ ihn aber sofort wieder los. »Ich würde mich gern noch von Ihrer Frau verabschieden.«

Mit einem Kopfnicken wies er zum Esszimmer. Wie betäubt ging ihm Thomas voran. Anna saß am Esstisch; ihr Kopf ruhte auf ihren Unterarmen. Neben ihr saß Iris Stewart, die verkrampften Hände im Schoß, und sah Anna traurig an. Ihr Mann Edward trug einen maßgeschneiderten Nadelstreifenanzug und stand mit ernstem Gesichtsausdruck hinter den beiden. Besorgt sahen die Stewarts auf, als Thomas und Detective Ferraro das Esszimmer betraten. Anna rührte sich nicht.

Thomas beantwortete die unausgesprochene Frage mit einem knappen Kopfschütteln.

»Mrs Lange«, sagte der Detective leise. Erschöpft hob Anna den Kopf. Ihr Gesicht wirkte aufgedunsen; die Augen waren rot und geschwollen. Sie legte die zitternden Hände flach auf den Tisch.

Buddy Ferraro spürte einen Kloß im Hals, als er in ihr Gesicht blickte. »Mrs Lange, ich muss die Suche für heute abbrechen. Es ist schon zwei Uhr. Wir machen gleich morgen früh weiter.«

»Es ist schon so spät«, sagte sie. »Wir müssen ihn finden.«

»Das werden wir auch, Mrs Lange. Aber jetzt brauchen wir alle ein wenig Schlaf.« Mühsam erhob sich Anna. »Dann suche ich allein weiter«, sagte sie. »Ihr habt doch

schon aufgegeben.«

»Nein, Anna«, protestierte Iris. »Das darfst du nicht denken.«

Der Detective räusperte sich. »Wir geben nicht auf«, sagte er. »Wir unterbrechen die Suche nur für ein paar Stunden. Sobald es wieder hell ist, setzen wir sie fort.«

Ein unendlich schmerzlicher Ausdruck erschien auf Annas Gesicht. Stumm begann sie zu weinen; Tränen strömten ihr über die Wangen.

»Versuchen Sie ein wenig zu schlafen«, sagte der Detective hilflos. »Wir sehen uns in ein paar Stunden wieder.«

»Ihr solltet auch ins Bett gehen«, sagte Thomas zu seinen Nachbarn.

»Lass mich hier auf der Couch schlafen«, bat Iris.

»Komm, Iris«, sagte Edward. »Die beiden brauchen jetzt ihre Ruhe.«

»Es geht schon«, versicherte ihr Thomas. »Mach dir keine Sorgen.«

Iris zögerte. Dann ergriff sie Annas Hand. »Ich bin gleich nach dem Aufstehen wieder bei dir«, versprach sie.

»Danke für alles«, sagte Thomas. Edward schüttelte seine Hand, bevor er Iris zur Esszimmertür lotste.

Eine Weile war es still im Haus. Anna stöhnte leise auf und vergrub das Gesicht in den Händen. Mit gesenktem Kopf flüsterte sie: »Ich war doch nur ein paar Minuten bei Tracy.«

Thomas setzte sich seiner Frau gegenüber und starrte die Wand an. »Das weiß ich doch«, sagte er mit erstickter Stimme. »Du kannst nichts dafür, Liebes. Es ist nicht deine Schuld.«

Anna gab keine Antwort. Stumm saßen sie da. Ein paar Minuten später sagte er: »Lass uns schlafen gehen.«

Ein schwaches Jammern drang aus dem Obergeschoss an ihre Ohren. Anna schrak zusammen. Einen Moment saß sie wie erstarrt da, bevor von einer Sekunde auf die andere alle Kraft aus ihrem Körper zu weichen schien.

»Tracy ist aufgewacht«, sagte Thomas. Er warf seiner Frau einen Blick zu, doch Anna reagierte nicht. »Soll ich nach ihr sehen?«, fragte er.

Anna wich seinem Blick aus. »Wenn es dir nichts ausmacht«, sagte sie. »Ich muss hier noch Ordnung machen.« Vage deutete sie auf die leeren, fleckigen Kaffeetassen, die die Suchmannschaft hinterlassen hatte.

»Das ist jetzt nicht wichtig, Liebes«, sagte Thomas. »Komm mit nach oben.«

»Nein, das muss noch aufgeräumt werden.« Sie erhob sich und begann mit zitternden Händen Tassen und zerknüllte Servietten einzusammeln.

Thomas wollte etwas erwidern, sagte dann aber doch nichts. Müde stand er auf und machte sich durch das dunkle Wohnzimmer auf zur Treppe. Plötzlich ertönte hinter ihm ein lautes Krachen.

»Ahhhh ...«, hörte er Anna aufschreien. Thomas stürzte zurück ins Esszimmer. Anna saß zusammengekrümmt auf dem Boden und hielt sich den Bauch; um sie herum lag zerbrochenes Porzellan.

»Was ist, Liebes?«, rief er, eilte zu ihr und nahm sie in die Arme. »Was ist mit dir?«

Sie war totenblass. Ihr Atem ging schwach und sie hielt die Hände auf den Bauch gepresst.

»Was ist denn nur?«, fragte er. »Ist etwas mit dem Baby? Soll ich den Doktor rufen?«

Zögernd schüttelte Anna den Kopf. Sie holte tief Luft und richtete sich langsam auf. »Es geht schon wieder. Es ist gleich vorbei.«

»Komm und leg dich hin«, beschwor er sie.

»Ja. Sobald ich hier fertig bin.« Sie sah ihrem Mann kurz in die besorgten Augen, wandte den Blick aber gleich wieder ab. Tracys Jammern war lauter geworden.

»Anna?«, fragte er.

»Ich komme gleich«, sagte sie. Sie wies auf die zerbrochenen Tassen. »Ich bin sofort bei dir.«

Zögernd ließ Thomas sie los und machte sich abermals auf den Weg zur Treppe. Vom Wohnzimmer aus warf er einen bangen Blick zurück. Ohne ihn zu bemerken, sank Anna auf einen der Stühle und starrte durch ihr eigenes, verlorenes Spiegelbild im Fenster hinaus in die gähnende Dunkelheit.

»Was für eine Nacht.« Buddy Ferraro seufzte, öffnete die Tür seines Wagens und setzte sich ans Steuer.

Ein Streifenpolizist lehnte sich gegen die offene Wagentür. »Um wie viel Uhr geht's weiter?«

»Sagen wir, um sieben«, schlug der Detective vor. »Ich werde wohl schon eine halbe Stunde früher kommen.«

»Die halbe Stunde wird's wohl kaum rausreißen«, sagte der Streifenpolizist kopfschüttelnd.

Der Detective musterte ihn mit finsterem Blick. »Jede Minute zählt«, blaffte er.

»He, war nicht so gemeint«, sagte der junge Polizist. »Ich sehe die Sache genau wie Sie. Ich komme so früh wie möglich.«

Buddy hob versöhnlich die Hand und startete den Wagen. »Dann bis nachher.«

Der junge Cop klopfte auf die Motorhaube, bevor der Detective aus der Einfahrt der Langes fuhr.

Buddy Ferraro fragte sich, ob er auch nur ein Auge zutun würde. Der Anblick Annas steckte ihm noch immer in den Knochen. Ihre Sorge hatte sich auf ihn übertragen, wühlte ihn zutiefst auf und erfüllte ihn mit einer Rastlosigkeit, wie er sie in seinen vierzehn Jahren bei der Polizei nur selten gespürt hatte. Ein Kind zu verlieren. Es war ein Albtraum. Der Junge schien sich geradewegs in Luft aufgelöst zu haben. Er dachte an seine Frau Sandy und seine kleinen Söhne, Buddy und Mark. Wenn ihnen je etwas zustoßen würde ...

Er beschloss, den Millgate Parkway zu nehmen; so würde er am schnellsten zu Hause sein. Er hatte Sandy gegen zehn angerufen, um ihr Bescheid zu geben, wann er nach Hause kommen würde, doch beim dritten Klingelton war ihm bewusst geworden, dass er sich nur überzeugen wollte, ob seine Familie wohlauf war.

Buddy folgte den Schildern Richtung New York und bog schließlich auf den Zubringer zum Parkway ab; da hier Vorfahrt zu beachten war, stieg er auf die Bremse und hing für einen Moment seinen Gedanken nach. Weit und breit hatten sie keine Spur des Jungen gefunden, absolut nichts. Möglich, dass sie etwas übersehen hatten. Wenn es irgendwelche Spuren gab, würden sie sie auch finden. Er war fest entschlossen, unter

keinen Umständen aufzugeben; dazu ging ihm die Sache zu nah. Er schreckte aus seinen Gedanken hoch und merkte, dass er grundlos vor dem Stoppschild verharrte. Auf dem Parkway war kein anderes Auto unterwegs. Er gab Gas und der Wagen schoss vorwärts in die Nacht.

Was er nicht sah, war eine Kinderbaseballmütze in einem Abwassergraben neben der Straße, nicht weit entfernt von der Stelle, an der er angehalten hatte. Obendrein wurde die Mütze von den tief hängenden Ästen einer mächtigen Tanne verdeckt. Auf dem zerknickten Mützenschirm befanden sich eine Reihe von Schmutzflecken. Und noch etwas anderes. Ein vor Dreck starrender Scooby-Doo reckte eine Vorderpfote in die Luft. Sein zerknittertes Gesicht und sein Namenszug begannen zu erstarren, während der blutgetränkte Stoff langsam trocknete.

»Wie schmeckt dir der Tee?«, fragte Iris.

»Hervorragend«, sagte Anna. »Ist das Minze aus eurem Garten?«

Umringt von Pflanzen, saßen die beiden Frauen im geräumigen Wintergarten der Stewarts. Die Sonne schien durch das Glasdach; die Blätter der Pflanzen raschelten leise im Hauch einer Brise, die durch die offene Tür strich.

Iris nickte. »Henry hat sie heute Morgen frisch gepflückt.«

»Ich will seit Ewigkeiten welche anpflanzen, vergesse es aber immer wieder.«

»Ich sage Henry, er soll dir ein paar Setzlinge vorbeibringen«, erbot sich Iris.

»Würdest du das tun? Wie lieb von dir.«

Iris und Anna lehnten sich zurück, genossen den Sonnenschein und die leichte Brise. Anna bemerkte nach einem Bündel von Briefumschlägen – sorgsam adressiert in Iris' akkurater Handschrift –, die auf dem Glastisch neben der Zierschale lagen. »Hast du etwas Besonderes vor?«, fragte Anna.

Ein genervter Ausdruck huschte über Iris' Gesicht. »Oh, wir geben eine Party. Für den Freundeskreis des Krankenhauses. Das Ganze wird ziemlich aufwendig. Es geht um Spenden für das neue Herzzentrum.«

Anna nickte. »Ich habe davon in der Zeitung gelesen. Aber da stand nicht, dass die Party bei euch stattfindet.«

»Na ja, Edward ist eben der Vorsitzende der Stiftung.«

Anna bemerkte, wie verkrampft Iris' Hände in ihrem Schoß lagen. »Das schaffst du schon«, versicherte ihr Anna. »Die Party wird bestimmt ein voller Erfolg.«

Iris stieß einen Seufzer aus. »Das hoffe ich«, sagte sie und deutete auf die Umschläge. »Es ist auch eine Einladung für euch dabei.«

Anna fand den an die Langes adressierten Umschlag und lächelte. »Darf Tracy auch mitkommen?«

»Nette Kinder sowieso.« Iris zuckte mit den Schultern. »Das war meine Idee. So wird das Ganze bestimmt etwas lockerer.«

»Toll«, sagte Anna. »Wann findet die Party denn statt?«

»Morgen in einer Woche. Am dreißigsten. Ich hoffe, du bist noch nicht verplant. Ich bin ein bisschen spät dran mit den Einladungen.«

»Am dreißigsten«, sagte Anna leise und starrte in ihren Tee. »Das ist Pauls Geburtstag.« Sie sah wieder auf. »Er wird dieses Jahr fünfzehn.«

Iris zog leicht die Augenbrauen hoch. Einen Moment betrachtete sie ihre Freundin nachdenklich. »Tatsächlich?«, murmelte sie. »Nun ... nun, gut. Was macht Tom heute?«

»Er ist mit Tracy auf dem Tennisplatz. Ist Edward zu Hause?«

»Oh, nein. Er ist beim Lunch mit Geschäftsfreunden. Er hat gerade eine neue Firma gekauft. Die Wilcox Company, wenn ich den Namen richtig behalten habe. Sie stellen Hubschrauberteile her.«



Anna rührte das Eis in ihrem Glas um und sah durch die Wimpern zu Iris hinüber. Wenn man sie so ansieht, dachte Anna, würde man nie auf die Idee kommen, dass sie die Frau eines Millionärs ist. Edward, dessen Firma Privatflugzeuge baute, war stets ein Muster an Korrektheit und Eleganz, während Iris sich eher bescheiden kleidete und sich weder groß um ihre Frisur noch um ihr Make-up kümmerte.

Dennoch kamen sie gut miteinander aus, was Anna auf den alten Spruch zurückführte, dass sich Gegensätze anziehen.

»Tja, ich muss wieder rüber.« Sie stellte ihr leeres Glas auf den Tisch und stand auf.

»Anna, ich wollte dich noch etwas fragen. Wie macht sich Tracy in ihrem Job beim Tierarzt?«

Anna runzelte die Stirn, während ihre Gedanken zu ihrer Tochter schweiften. »Oh, die fühlt sich pudelwohl bei den Tieren. Sie kriegt zwar kein Geld dafür, aber es scheint ihr zu gefallen.«

»Na, siehst du! Alles läuft bestens«, sagte Iris. »Man muss nur ihre Interessen fördern, das habe ich mir gleich gedacht.«

»Na ja, wenigstens ist das schon mal ein Anfang«, sagte Anna zerstreut, obwohl es ihr ein wenig gegen den Strich ging, wie Iris die Probleme mit ihrer Tochter vereinfachte. Ihre scheue, introvertierte Tochter verwandelte sich unausweichlich in einen launischen, schwierigen Teenager; mit jedem Tag schien sie ihre Mutter noch mehr abzulehnen. Während Iris stets so tat, als würde sich mit ein bisschen Abwechslung jede Situation zum Besten wenden. Und vielleicht war das ja auch wirklich alles, was Iris in ihrem sorgenfreien, kinderlosen Leben brauchte, dachte Anna bedrückt.

»Wie wär's, wenn ich Henry jetzt gleich bitte, ein paar Ableger für dich zu holen?«, sagte Iris und öffnete die Glastür, um den strohhutbewehrten Gärtner heranzuwinken, der neben einem Beet auf der anderen Seite des Swimmingpools kniete. Plötzlich merkte Anna, dass sie die ganze Zeit unbewusst zu ihm hinübergestarrt hatte.

»Nein, nein«, protestierte sie eilig. »Mach dir keine Umstände.«

»Ach, das tu ich doch gern«, beharrte Iris.

Anna schüttelte den Kopf, während sie ihre Freundin anlächelte, die sich so rührend um sie bemühte. Sie schämte sich wegen ihrer ungerechten Gedanken, erinnerte sich daran, wie oft Iris' Vertrauen in sie sie aufgerichtet hatte. So manches Mal, wenn sie bedrückt gewesen war, hatte ein Besuch von Iris sie wieder aufgemuntert. Sie drückte ihre Freundin kurz an sich. »Nicht heute«, sagte sie. »Zeit, dass ich mich auf die Socken mache.«

»Na, wenn du meinst«, sagte Iris. »Vergiss die Party nicht. Schreib's dir am besten auf.«

»Mach ich«, sagte Anna. Sie trat aus der Tür, ging die Stufen hinab und über den leicht abfallenden Rasen am Pool vorbei, wobei sie den Gärtner grüßte. Der Weg über das Anwesen der Stewarts war lang und gewunden, doch genoss sie den Spaziergang immer wieder. Sie folgte dem Pfad durch den Garten, ging vorbei am Froschteich und durch den Weinberg, bis sie die hohe Hecke und den kleinen Bach erreichte, der ihre Grundstücke trennte.

Anna beschloss, noch ein bisschen Gemüse fürs Abendessen aus dem Garten zu holen.

In diesem Jahr war sie besonders stolz auf ihren Gemüsegarten. Sie hatte sich von Henry ein paar Ableger besorgt und verschiedenste Gemüsesorten gepflanzt. Alles wuchs und gedieh, wahrscheinlich, weil die Beete jahrelang brachgelegen hatten. Nachdem sie zwei riesige Auberginen, ein paar Tomaten und eine Handvoll Stangenbohnen gepflückt hatte, machte sie sich zum Haus auf. Manchmal – besonders im Herbst, wenn für Tracy wieder die Schule begann – überlegte Anna, ob sie nicht wieder arbeiten sollte. Sie entschied sich jedes Mal dagegen, obwohl sie den wahren Grund dafür nie zur Sprache brachte. Sie wollte zu Hause sein, nur für den Fall. Sie wollte bereit sein, so unwahrscheinlich es auch sein mochte, dass Paul eines Tages vor der Tür stand. Anna kam an der Stelle vorbei, wo einst der Sandkasten gewesen war. Sie hielt inne, ließ sich in die rostige Hollywoodschaukel sinken und starrte mit düsterem Blick auf die Stelle, wo nun Gras und Blumen wuchsen. Besser, ich erwähne Pauls Geburtstag gar nicht, dachte sie. Tom wird es sich doch nur zu Herzen nehmen.

Sie wusste, dass er nicht gern darüber redete. Und doch fühlte sie sich jedes Jahr von Neuem verpflichtet, das Thema aufzubringen, als sei es lebensnotwendig, dass sie seinen Namen aussprachen, sich an seine Geburt erinnerten. X-mal hatte sich Tom mit finsterner Miene von ihr abgewandt. Doch sprach sie ja nicht von Pauls Geburtstag, um ihn zu quälen. Es schien ihr einfach unendlich wichtig. Im letzten Jahr war Tom von einem Moment auf den anderen stocksauer geworden.

»Anna, ich ertrage es einfach nicht mehr. Jedes Jahr die gleiche Leier. Heute wird Paul elf. Heute wird Paul zwölf. Heute wird Paul dreizehn. Wieso musst du immer wieder damit anfangen?«

»Weil er heute Geburtstag hat«, beharrte sie. »Weil ich mich daran erinnern will.«

»Inzwischen ist sein Geburtstag doch nur noch ein grausiger Witz. Du redest, als würde er noch leben und jeden Augenblick zur Tür hereinkommen.«

»Ja, ich glaube immer noch daran, dass er lebt«, gab sie zurück. »Du nicht, Tom? Es gibt keine gegenteiligen Beweise. Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Schatz.«

Doch Thomas hatte sich wortlos von ihr abgewandt und so war das Thema wieder einmal erledigt gewesen – und das ging nun schon seit Jahren so. Sie wusste nicht genau, wann sie aufgehört hatten, über Paul zu sprechen. Seit dem Verschwinden ihres Sohnes fehlte etwas in ihrer Ehe. Tom versuchte es zu kaschieren, so zu tun, als sei nichts passiert. Jedenfalls kam es Anna so vor, während sie verzweifelt nach Beistand suchte, nach Anhaltspunkten, dass sie ihren scheinbar unwiederbringlich verlorenen Sohn eines Tages wieder in den Armen halten würde. Als hätten sie sich darauf geeinigt, vermieden sie es, über Paul zu sprechen. Es war das Beste, was sie tun konnten.

Von ihrem Platz auf der Hollywoodschaukel ließ Anna den Blick über den Boden schweifen, versuchte auszumachen, wo einst der Zaun von Pauls Spielwiese gestanden hatte. Aber dort wuchs nichts als Gras. Es war, als hätte es dort nie einen Zaun gegeben.

Anna ging zur Veranda und betrat das kühle, stille Haus. Sie stellte ihren Korb auf der Anrichte neben der Spüle ab, drehte den Wasserhahn auf und stellte ein kupfernes Sieb in das blitzsaubere Porzellanbecken. Außer dem Rauschen des Wassers war nichts zu hören. Gewöhnlich fühlte sie sich nirgends wohler als in ihrer bestens ausgestatteten Küche, doch plötzlich überkam sie ein Anflug von Traurigkeit. Sie hielt ihr Handgelenk unter den

Wasserstrahl und blickte über die Blumen auf der Fensterbank in den sonnigen Garten.

Plötzlich meinte sie ein leises Pochen zu vernehmen. Sie drehte das Wasser ab und lauschte. Jemand klopfte an die Haustür. Sie trocknete sich die Hände mit dem weichen Frotteehandtuch ab, das neben der Spüle hing, eilte in die Diele und öffnete die Tür. Doch da war niemand. Als sie ein paar Schritte vortrat, erkannte sie die vertraute Gestalt eines Mannes, der die Treppe zur Einfahrt hinunterging, wo sein Wagen stand.

»Buddy«, rief sie. »Hier bin ich!«

Detective Mario Ferraro hielt in der Bewegung inne und wandte sich um. Die Frau vor der Haustür lächelte ihn herzlich an. Im Lauf der Jahre war sie ihm sehr vertraut geworden. Auch nachdem Pauls Fall offiziell zu den Akten gelegt worden war, hatte sie ihn immer wieder kontaktiert, ihn nach Hellsehern, anderen verschwundenen Kindern und ähnlichen Fällen befragt. Er hoffte, ihrem verzweifelten Bangen mit genügend Geduld und Behutsamkeit begegnet zu sein; er hatte jede noch so kleine Spur weiterverfolgt. »Da ist wieder diese arme Frau am Telefon«, hatte neulich ein junger Polizist namens Parker gesagt, als sie wegen eines Kindes angerufen hatte, das in Houston gefunden worden war.

Diese arme Frau.

Er wusste, dass die anderen Cops so über sie dachten, doch insgeheim bewunderte er ihre Tapferkeit und Ausdauer. Obwohl sie ihren Sohn und auch ihr Baby verloren hatte, war es ihr gelungen, wieder ins Leben zurückzufinden; sie suchte immer noch nach ihrem Kind. Manche Leute hielten das für abnormal, doch Buddy wusste um die Logik, die hinter ihren Anstrengungen steckte. Gott sei Dank war ihm eine solche Prüfung erspart geblieben, wie er oft dachte. Er hatte beschlossen, ihr zu helfen. Eines Abends hatte Thomas ihn in die Küche geführt und sich dafür entschuldigt, dass Anna ihn ununterbrochen mit ihren Fragen behelligte. »Man dringt einfach nicht mehr zu ihr durch«, hatte Thomas gesagt. In gewisser Weise hatte den Detective das weit mehr gestört als Annas verzweifelte Erkundigungen. Dennoch hielt er seine Zunge im Zaum. »Ich bin immer für sie da«, hatte er erwidert. »Ich kann mir gut vorstellen, was sie durchmacht.«

»Was ist denn mit Ihnen los?«, fragte Anna, während sie ins Gegenlicht blinzelte. »Sie sehen mitgenommen aus.«

Buddy Ferraro zog einen Mundwinkel hoch. »Freut mich, Sie zu sehen.«

»Ich war draußen im Garten. Ich habe Ihren Wagen gar nicht gehört. Ich hoffe, Sie haben hier nicht zu lange rumgestanden.«

Der Detective schüttelte den Kopf. Zögernd erklomm er die Stufen. Als er Anna gegenüberstand, sah er sie stirnrunzelnd an und presste die Lippen zusammen. Anna hakte sich bei ihm ein und führte ihn ins Haus. »Alles wächst und gedeiht wie nie«, sagte sie. »Ich gebe Ihnen ein bisschen Gemüse für Sandra mit. Auberginen und Tomaten. Dann müssen Sie Ihre Frau nur noch überreden, Ihnen Auberginen mit Parmesan zuzubereiten. Keine Widerrede. Ich packe Ihnen eine große Tüte zusammen.«

Arm in Arm traten sie aus dem Flur in das helle, L-förmige Wohnzimmer. Im Raum verteilt waren Pflanzen und Stapel von Zeitschriften; auf dem Sofa und den Sesseln lagen Zierkissen. Anna ließ den Detective los und wies auf einen Stuhl neben dem Kamin am anderen Ende des Raums »Setzen Sie sich doch«, sagte sie. »Wir haben uns ja seit

Ewigkeiten nicht gesehen. Ich freue mich wirklich.« Sie entfernte ihr Strickzeug von einem zweiten Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

Buddy rutschte auf der Kante des Stuhls herum und beugte sich vor.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Ein Wasser oder ein Bier?«

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Ich freue mich auch, Sie zu sehen«, sagte er leise.

»Aber ich bin nicht einfach so vorbeigekommen. Es gibt Neuigkeiten.«

Anna holte so tief Luft, als hätte er sie ins Gesicht geschlagen. Im Lauf der Zeit hatte sie sich gleichsam in eine enttäuschte Verliebte verwandelt, die auf einen Liebesbrief wartete, der nie eintraf; sie erwartete zwar den Postboten, aber keine Nachricht mehr. Und jetzt stellte der Detective mit einem Mal ihr Leben auf den Kopf. Sie sah ihm in die Augen, versuchte zu erkennen, was für Neuigkeiten er haben mochte.

»Ist Thomas zu Hause?«, fragte er. »Ich würde ihn gern ebenfalls dabeihaben.«

»Nein ... er ist unterwegs«, flüsterte sie.

Buddy Ferraro runzelte die Stirn. »Vielleicht sollten wir lieber ...«

»Es geht um Paul, nicht wahr?«, sagte sie. Sie verschränkte die Hände und presste die Knöchel an die Lippen. »Sagen Sie es mir«, wisperte sie.

Buddy nickte und räusperte sich. »Anna«, sagte er. »Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen beibringen soll. Es wird ein Schock für Sie sein.«

Anna begann den Kopf zu schütteln, während sie ihn weiter anstarrte.

Buddy zögerte. »Wir haben Paul gefunden. Er lebt.«

Anna hielt ihre zitternden Fäuste an den Mund und schloss für einen Moment die Augen. Seine Worte hingen in der Luft, warteten gleichsam darauf, von ihr verstanden zu werden. Doch hatte eine Angst Besitz von ihr ergriffen, die sie zu lähmen schien. Sie fühlte sich, als ob sich in dem Moment, in dem sie die Tragweite seiner Worte wirklich erfasste, alles irgendwie wieder in Luft auflösen würde – dass sich alle Hoffnung, alle Gebete und alles, an das sie sich im Laufe der Jahre geklammert hatte, von einer Sekunde auf die andere unausweichlich und für immer verflüchtigte. »Lügen Sie mich nicht an, Buddy«, warnte sie ihn mit bebender, kaum hörbarer Stimme.

»Das würde ich nie tun, Anna, das wissen Sie genau. Es ist die Wahrheit. Sie können mir glauben. Er lebt.« Erstaunt merkte Buddy, wie ihm Tränen in die Augen traten. Er presste die Lippen zusammen und lächelte sie schief an.

Wie erstarrt saß Anna auf ihrem Stuhl. Dann, wie in Trance, ließ sie sich langsam auf die Knie gleiten und schlang die Arme um sich. Sie hielt den Kopf gesenkt; ihre Augen waren geschlossen.

Buddy sprang auf, bereit, sie aufzufangen, da er im ersten Augenblick dachte, sie sei ohnmächtig geworden. Dann verstand er, atmete tief aus und setzte sich wieder. Er senkte den Kopf und bekreuzigte sich rasch.

Als Anna den Blick hob, erinnerte ihr Gesicht an eine Blume, deren feine Blüten sich nacheinander öffnen.

Buddy streckte eine Hand aus. Anna ergriff sie und drückte sie mit eiskalten Fingern. »Erzählen Sie mir alles«, wisperte sie mit ersticker Stimme. »Wo ist er? Wie geht es ihm? Ist er in Sicherheit?«

»Es geht ihm gut«, sagte Buddy, griff in die Tasche und reichte ihr sein Taschentuch.